

BRUNO KLEIN

## Der Traum des Architekturhistorikers



*Architekturhistoriker planen und bauen nicht. Aber ihre Aufgabe kann gelegentlich darin bestehen, kritische Betrachtungen vor allem theoretischer und geschichtlicher Art in Planungs- und Bauprozesse einzubringen, um deren Resultat zu optimieren. Daher sind auch die nachfolgenden Ausführungen bloß als Hinweise auf das zu verstehen, was im konkreten Falle bei der künftigen architektonischen und städtebaulichen Entwicklung der TU zu beachten wäre. Meine Überlegungen gliedern sich in fünf kurze Beobachtungen und daraus abgeleitete Visionen:*

### Erstens:

Die Technische Universität Dresden ist eine Institution, an der gelehrt und geforscht und auf vielfältige Weise in Laboren, Bibliotheken, Lehr- und Verwaltungsbauten gearbeitet wird. Hier sind viele Menschen als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie in noch sehr viel größerer Anzahl als Studierende tätig. Eine solche Institution ist zwangsläufig materiell und visuell, und damit auch architektonisch und urbanistisch wahrnehmbar. Dieses Phänomen steht an sich völlig außer Frage. Aber wie mit dieser Wahrnehmbarkeit umzugehen ist, steht auf einem anderen Blatt. Ein Architekturhistoriker sieht, dass es für Universitäten und verwandte Einrichtungen diesbezüglich im Laufe der Geschichte sehr unterschiedliche Optionen gab. Ein Institutionenhistoriker weiß, dass es eine qualitative Entsprechung gibt zwischen der Bedeutung, die einer Bildungseinrichtung staatlich und gesellschaftlich zugewiesen wird, und ihrer architektonischen Erscheinungsform. Das Selbstbild von Staat und Gesellschaft und die Darstellung ihrer Bildungseinrichtungen hängen zusammen. So ging gelegentlich sogar die Konstruktion eines neuen Staates mit der architektonischen Inszenierung seiner Universitäten einher, wie die Universität von Charlottesville in den USA zeigt, die vom amerikanischen Verfassungsvater und späteren Präsidenten Thomas Jefferson entworfen wurde.

Umgekehrt ließ die Verwahrlosung des gesamten Baubestandes wie der Baukultur in der späten DDR, wovon auch die Universitäten betroffen waren, Rückschlüsse auf den Zustand von Staat und Gesellschaft zu. Nicht umsonst kam es in den Jahren nach der Wiedervereinigung reziprok zu zahlreichen emphatischen Gesten, was öffentliche Bauten allgemein und Universitätsbauten speziell betraf. Der Zusammenhang ist evident zwischen dem Selbstverständnis einer Gesellschaft und dem Aufwand, den sie sich für ihre Bildungseinrichtungen leistet oder glaubt leisten zu können. Aufwand ist dabei nicht nur im finanziellen, sondern auch im ästhetischen und intellektuellen Sinne zu verstehen, denn man kann auch ohne Geld ästhetisch und anspruchsvoll bauen. Nur wer glaubt, dass alles vom Gelde abhängt, versteht dies nicht und denkt bei guter Architektur immer an teure Architektur.

Ein Architekturhistoriker träumt davon, dass es in der Gesellschaft, im Staat und in der Universität ein



Abb. 1 TU Dresden, Baracken im Zentrum des Campus



Abb. 2 Charlottesville, University of Virginia

breiteres Bewusstsein für den Zusammenhang zwischen der Qualität, dem Wert und dem Erscheinungsbild einer Universität geben möge, und dass dieser Aspekt bei allen Entscheidungen über die bauliche Zukunft einer Universität gebührend gewürdigt wird. Denn es ist kein Traum, dass Gesellschaften auf lange Sicht am ehesten an der ästhetischen Qualität ihres Erbes gemessen werden.

#### Zweitens:

Universitäten und Städte bilden spannungsgeladene und selten unproblematische Einheiten. Klagen von Stadtbewohnern über weidlich ausgenutzte Vorrechte der Studenten sind Legion. Häufig – oder eigentlich in der Regel – gibt es auch einen Widerspruch zwischen der topographischen und urbanen Struktur einer Stadt und derjenigen ihrer Universität. Denn einerseits brauchen Stadt und Universität sich gegenseitig, andererseits haben sie unterschiedliche Bedürfnisse: Daraus resultiert die Notwendigkeit, die Schnittstellen zwischen Stadt und Universität intelligent zu gestalten. Genau dies fehlt sowohl der TU wie der Stadt Dresden: Es gibt auf der einen Seite rund um den Nürnberger Platz, also zwischen Stadt und Universität, unglaubliche Brachflächen, während die Universität sich auf der genau entgegengesetzten, stadtabgewandten Seite an der Nöthnitzer Straße ausdehnt. Dort hat die Universität zwar zweifellos ein räumliches Entwicklungspotenzial, allerdings ohne zuvor die Möglichkeiten auf der stadtzugewandten Seite ausgeschöpft zu haben. Die architektonisch größere und städtebaulich wichtigere Leistung bestünde darin, diese schwierigen Zonen zu gestalten, anstatt sich schrankenlos auf die Grüne Wiese hin weiterzuentwickeln. Der

Architekturhistoriker träumt davon, dass Stadt und Universität aufeinander zugehen und sich nicht immer mehr voneinander entfernen. Hier müssen beide Seiten flexibel sein. Notwendig ist eine kreativere Gestaltung der Berührungspunkte zwischen Stadt und Universität: Wo diesbezüglich die Gestaltungsaufgaben liegen, wird schnell deutlich, wenn man sich klarmacht, dass die meisten Studierenden den Kerncampus über die Straßenbahn- und Bushaltestellen am Nürnberger Platz erreichen, bei dem es sich um eine gestalterische Wüste handelt, welche den Namen »Platz« kaum verdient. Am benachbarten Fritz-Foerster-Platz fehlt seit beinahe einhundert Jahren der große Eingangsbau zur Universität, der zwischen dem Beyer-Bau und dem Hörsaalzentrum stehen müsste. Diese Stelle, wo die Universität der Stadt am weitesten entgegenkommt, sollte einmal Visitenkarte und Tor der TU werden. Von dem, was dort errichtet werden sollte, ist als Fragment bloß der Beyer-Bau verwirklicht. Ob man an diesem Punkt heute noch eine zentrale Kuppelhalle vor dem dahinter geplanten Audimax benötigt, wie vor dem Ersten Weltkrieg angedacht, sei dahingestellt, obwohl eine Außenwand dieser Kuppelhalle hier schon seit einhundert Jahren völlig unbenutzt steht. Jedenfalls ist die geradezu aggressiv antiästhetische Gestaltung dieses urbanistisch wichtigsten Berührungspunktes von TU und Stadt kaum verständlich.

#### Drittens:

Die TU hat sich im Laufe ihrer Geschichte langsam aus dem Kern der Stadt heraus wegentwickelt, bis sie schließlich am Beginn des letzten Jahrhunderts ihren heutigen Zentralcampus erhalten hat, der

dann besonders zur Zeit der DDR bemerkenswerte Erweiterungen vor allem an seiner historischen Peripherie in südwestliche und östliche Richtung erfuhr. Nach 1990 kamen dann vereinzelt, zum Teil höchst qualitätsvolle Bauten hinzu, wie zum Beispiel das Gebäude für die Fakultät Informatik. Aber es wurden von der TU auch Bauten übernommen bzw. ihr zugeordnet, die nicht das Geringste mit der Universität zu tun hatten.

Der Architekturhistoriker träumt davon, dass es einen Entwicklungsplan für die gesamte TU geben möge. Dieser sollte nicht nur den Zentralcampus umfassen, sondern auch die peripheren Bereiche. Die Tatsache, dass es eine räumliche Entwicklung der TU über ihre historischen Grenzen hinaus gegeben hat, ist als solche ja keineswegs negativ. Negativ wäre es bloß, wenn diese Entwicklung nicht als potenziell produktiv erkannt würde und es unterbliebe, die peripheren Standorte auf multiple Weise in die TU einbinden oder alternativ die dort untergebrachten Institute wieder ins Zentrum zurückzuführen.

#### Viertens:

Innerhalb des noch zu entwickelnden architektonischen und städtebaulichen Gesamtkonzeptes müssten denkmalpflegerische Aspekte unbedingt eine große Rolle spielen. Dies bedeutet einerseits, dass die Bauten auf dem Zentralcampus wieder in einen akzeptablen Zustand gebracht werden, andererseits aber auch, dass bei den weiteren Planungen das ursprüngliche Gesamtkonzept einer »Gartenstadt-Universität« wieder Beachtung findet. Die Begriffe »Gartenstadt« und »Parkplatz« scheinen hier in den letzten Jahren synonym geworden zu sein, obwohl eine Parkplatz-Universität eher das

Gegenteil von einer Gartenstadtuniversität ist. Ergo wäre das Parkplatzproblem vorrangig zu lösen, um die TU-Gartenstadt wiederherstellen zu können.

Auch wäre bei allem, was innerhalb des historischen Campus neu gebaut und saniert wird, die spezifische Qualität und der Ensemble-Charakter dieser Anlage zu berücksichtigen und weiterzuentwickeln. Auf den fehlenden Eingangsbau habe ich schon hingewiesen. Auch die Baracken exakt im Zentrum des historischen Campus zeugen vom mangelnden Bewusstsein für die potenziell noch immer tragende Strukturidee der Campusplanung des frühen 20. Jahrhunderts. Denn statt den Gedanken eines integrativen Raum- und Funktionsensembles fortzuentwickeln, wurden neue Institutsbauten seitdem eher nach deren partikularen Anforderungen errichtet. Besser wäre es gewesen, zunächst die Frage zu stellen, was für den Zentral-Campus erforderlich oder wünschenswert ist, was dort hineinpasst oder auch nicht, anstatt an den Rändern und im Zentrum der Universität immer neue Fragmente zu erzeugen. Das ungeordnete Wachstum der Universität an verschiedenen Stellen zeugt von einem geringer werdenden Zusammengehörigkeitsgefühl, bzw. von einem Verlust der Integrationskraft der Universität.

Gerade deshalb sind auch die jüngeren Gebäude, besonders aus der DDR-Zeit in weitere planerische Überlegungen mit einzubeziehen. Denn die TU verfügt hier über eine beachtliche Gruppe von einschlägigen Monumenten. In der Kombination von Bauten, die hauptsächlich aus dem Späthistorismus, den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts sowie der DDR-Moderne stammen, besitzt die TU sogar ein gewisses Alleinstellungsmerkmal, also ein Pfund, mit dem sie wuchern könnte.

Abb. 3 TU Dresden, Barkhausen-Bau



Abb. 4 FU Berlin, Henry-Ford-Bau





Abb. 5 Nürnbergger Platz

### Fünftens:

und zusammenfassend: Baukultur ist in Bezug auf moderne Universitäten ein schwieriges und manchmal auch brisantes Thema: Dies zeigt der Fall unserer Nachbaruniversität Leipzig, wo der Streit um Gestaltung und Funktion des neuen zentralen Hauptgebäudes am Ende drohte, die Universität zu spalten. Eine solche Gefahr ist für Dresden augenblicklich nicht zu erkennen. Hier liegt das Risiko eher in der finanziellen Unterausstattung und dem zu geringen Bewusstsein für die vorhandenen Qualitäten.

Was unter ähnlichen finanziellen Bedingungen wie in Dresden, jedoch bei größerem Bewusstsein für architektonische Qualität zu leisten ist, zeigt die Freie Universität Berlin. Dort wurden einerseits die alten und höchst abgenutzten Bauten denkmalpflegerisch in Stand gesetzt und andererseits haben international renommierte Architekten Neu- und Umbauten errichtet.

Im Vergleich dazu ist das, was in Dresden entstanden ist, bis auf wenige Ausnahmen eher als enttäuschend zu bezeichnen. Dies betrifft nicht einmal so sehr die Bauten im Einzelnen, sondern vor allem deren Zusammenspiel: Denn da der Charakter und das Potenzial der gesamten Campusarchitektur als Ensemble nicht erkannt wurde und damit als Ausgangspunkt für die weitere Gestaltung unge-

nutzt blieb, wurde auch die Chance verpasst, das Ganze durch bewusste Integration und Akzentsetzung weiterzuentwickeln. Darüber hinaus wurde die Möglichkeit, qualitätsvolle Universitätsarchitektur zur Marke zu machen, wie das bei den international führenden Universitäten längst üblich ist, noch nicht ergriffen.

### Schluss:

Exzellente Universitäten brauchen exzellente Architektur! Exzellente Architektur ist nicht unbedingt teure, sondern vor allem intelligente Architektur. Sie sollte menschen-, wissenschafts- und lehrfreundlich sein, ökologisch, denkmal-, städtebau- und mittelgerecht. Das mag auf den ersten Blick wie die Quadratur des Kreises erscheinen, aber wenn die TU die Möglichkeit erhält und auch ergreift, sich baulich in diese Richtung zu entwickeln, dann kann sie auch auf diesem Gebiet eine führende Universität werden.

Der Architekturhistoriker wünscht deshalb mit Blick auf das, was in der Vergangenheit möglich war und was anderswo heute noch möglich ist, der TU und bei verantwortlichen Personen und Institutionen mehr Bewusstsein für die vorhandene Bausubstanz und viel mehr Mut und Kreativität für eine künftige Architektur

Prof. Dr. phil. habil. Bruno Klein

Dekan der Philosophischen Fakultät der TU Dresden

Vorstandsmitglied des George-Bähr-Forums der TU Dresden

### Bildnachweis:

Abb. 1 + 5: Autor; Abb. 2: Archiv des Autors; Abb. 3: TU-Dresden, Universitätsarchiv;

Abb. 4: Freie Universität Berlin, Foto Reinhard Görner